

MEIN LIEBSTER FEIND

1.

Wenn ich den Blick hebe und über den falschen Marmor des Kaffeehaustisches in das Innere des Cafés blicke, indes mir das Mokkaaroma in die Nase kommt, beruhigt sich das Zeitgeschehen, welches ich soeben aus der Zeitung herausgelesen habe. Die Bilder des Irakkrieges bleiben in den Frackfalten des Zahlkellners hängen, die Schreie der Verwundeten prallen an der Espressomaschine ab und verschwinden mit einem kaum hörbaren Zischen in den Doppelmokkas, welche der Ober sich anschickt, zu den Gästen zu tragen.

Ich weiß schon, es ist ein Hass in der Welt. Er wirkt in diesen Tagen ebenso wie zur Zeit meiner Geburt, er begleitet uns alle von Anbeginn. Damals sollte ich – sofern ich als Einjähriger dazu in der Lage gewesen wäre – die Nazis hassen; auch in der Rückschau müsste doch Hitler mein liebster Feind gewesen sein. Doch trotz des Spruchs von Jean-Luc Godard, Hitler hätte so einen traurigen Hundekopf, wollen mir die Wörter „liebster“ und „Hitler“ nicht so recht zueinander passen. Selbst der Hass auf den Inviertler Jahrtausendverbrecher scheint sich mehr aus Wortkringeln und Archivbildern zu speisen als aus der Herzensgrube. Trotz der Holocaustfamiliengeschichte wurden offenbar zu wenige Hassperlen in meine einst aufnahmefähigen Seelenfalten geträufelt, und aus Eigenem lässt sich seit Jahrzehnten ein authentischer Hass auf irgendwen schlecht regenerieren. Einen Feind besitzen, ohne ihn hassen zu müssen oder zu wollen, scheint mir lediglich ein Entwurfbesitz zu sein, eine Skizze entsteht da, gegen die tatsächliche Feinde allzu gewaltig wären.

Was für eine hasslashme Generation wächst da heraus aus dem Zentrum des Kaffeehauses? Sind die jeweiligen verdienten Mörder der Völker von Hitler und Stalin herauf zu Saddam und Co zu weit weg, obwohl sie doch auf vielfältige Weise in unser Leben eingreifen? Sind wir inmitten des wohlständigen Europa so stark in unsere eigene Individualität hineingewachsen, dass von da her der Hasssturm sich bloß wie ein fernes, kollektives Weltraunen anhört?

2.

Unsere Aufgabenstellung hier hat allerdings auch etwas Verräterisches. Als „meinen liebsten Feind“ könnte man ja auch den unentbehrlichen meinen. Es gibt doch immer Leute, die an etwas schuld sind, damit ich mich beruhigen kann wegen der Zweifel, mit mir selbst sei etwas im Gange, das anderen Probleme mache. Selbstverständlich ist ein Sündenbock von Anfang bis Ende, von seinem stinkenden Atem bis zu seinem trenzenden Anus, das durchherrschende Ideal eines Lieblingsfeindes. Wie müsste ich, mit Selbstanklage angetan, meine wenig glänzenden Lebensserpentina entlangschleichen, wenn ich selber der Schuldige meiner etwas matten Lebensgestaltung wäre. Ein Ensemble aus Eltern und Lehrern, ein Chor unerreichter Lieben, ein Trupp selbstbezogener Vorgesetzter, und all das womöglich zusammengehalten von e i n e r Person, die hernach schräg über meiner Lebensbahn hängt, ist wie gerufen und wird ja auch herbeigeholt von den Katarakten der eigenen Ängste. Diese Person steht im Weg, stinkt aus dem Maul, schießt den Horizont zu.

In meiner Kindheit und Jugend bot sich gelegentlich die eine oder andere Figur als so ein liebster Feind an, doch bevor die sich gemütlich verfestigen konnte, schrumpfte sie bereits beim bloßen näheren Ansehen zur Skizze herab und taugte nicht mehr.

Ohne Sündenbock auszukommen sein Leben lang, das ist ein Kaffeehausleben. Eine luxurierte Existenz, ein kaschierter Indolenzträger, gehe ich einher. Nicht Ekel, nicht Hass, womöglich auch keine Liebe durchpulst die Körpergedanken.

Doch schrie ich vor Wut einst und tu es noch. Weine länger als Minuten. Komme immer noch fast um vor Sehnsucht nach einem Wimpernschlag, wenn es mir eben passend vorkommt, wenn es halt sein muss, wenn die Stunde hier ist, da aus mir herausstöhnt, was sonst im Drinnen schweigt. Doch – gottlob – diese Hitzen und Kälten und auch die Tonlosigkeiten bekommen ihre Buchstabenhalterungen, sie wandern als Wörter ins Papiergebirg.

3.

Wenn ich also den Blick wieder senke aus der Tiefe des Kaffeehauses hinein in die Enge der Zeitung, die ich da lese, geht alles seinen Gang. Ich mache sodann den Schluck vom Kleinen Braunen und merke also doch, dass mich wer beobachtet. Ich drehe meinen Kopf und starre ihn an, meinen liebsten Feind, welcher mich aus dem Rokospiegel auf lächerliche Weise mustert.

Der da also ist es, der den jungen Tag, in welchem ich mich der Welt öffne, mit Müdigkeit füllt. Der da rennt vor allem davon, dem ich mich annähern möchte. Er biegt mir mein granitenes Nein in das Zahnschmelz zerbröselnde Ja um. Der da lässt mich stets erscheinen, da ich doch sein will, das heißt, wie soeben zu bemerken ist, er diktiert mir in mein Schreiben hinein, denn ich wollte doch grade noch ausdrücken: Er lässt mich sein, da ich doch stets erscheinen bloß mag.

Kurzum, ich bin mir wahrlich mein liebster Feind. Sogar als Sündenbock mit Rosenatem lässt er mich vierzig Jahre lang täglich vierzig Zigaretten rauchen, kübelt mich mit billigem Wein zu, verschiebt alle Termine, auf die ich eine Existenz gründen könnte. Als ich meiner Liebsten auf Punkt und Komma *ich liebe dich* sagen wollte, weil aus ihrem Leib, ihren Gedanken, ihrem Duft und ihrem Wimpernschlag durchaus mein Universum zusammengesetzt war, hörte ich mich: *Adieu, machs gut* sagen, und ich trug mich fort ins Geviert meiner Individualität, die aus mir kommt und zu mir geht.

Der ist schuld an meiner Manie, aus jedem Gefühl ein Wort zu machen und aus jedem Wort ein Gefühl bei anderen zu erzeugen. Ecce, da ist er, mein liebster Feind.

So drehe ich mich wieder weg vom Rokospiegel, schaue in die Tiefe des Kaffeehauses mit verdrossenem Gesicht. Der Ober nähert sich.

„Noch einen Kleinen Braunen, Herr Schindel?“

„Nein, wieso?“

„Ach so, ich dachte ... Sie haben doch zu mir herübergelächelt.“

„Also gut. Noch einen Braunen.“